

König Kleinbürgerkindskopf

Der Opernregisseur Peter Konwitschny streicht im Schauspiel Graz aus Shakespeares „Lear“ die Tragödie. Dies aber mit viel schwerem Aufwand. Dafür nimmt Udo Samel die Titelrolle ziemlich leicht.

GRAZ, 25. Februar



Viel Lärm um nichts: Udo Samel trompetet als König Lear zwar aus Leibeskräften, bleibt aber doch nur ein kostümiertes Schreckgespenst.

Foto Peter Meininger

Auf dem Theaterzettel steht zwar „König Lear“ (von Shakespeare). Aber zu Beginn der vierstündigen Aufführung und bis zur Pause nach mehr als zwei Stunden im Schauspielhaus Graz hätte das Stück auch „Der Trompeter von Scherzingen“ heißen können. Danach „Die Projizierten“, am Ende „Das Reclamheft“. Doch zwischen diesen drei Stücken: kein Bogen. Außer einer Rampe, die von der Bühne, auf der ein Teil der Zuschauer sitzt, mitten durch den Zuschauerraum über eine Treppe zum ersten Rang führt, auf der die Schauspieler hin und her eilen oder wie der böse Gloucester-Bastard Edmund Gewichthebeübungen machen und einer Zuschauerin in Reihe zehn ihren muskeltgestählten Bauch („Da fühl mal, alles hart und echt!“) aufdrängen. Es inszeniert Peter Konwitschny, der als Opernregisseur den Ehrfurchtsweltruf hat, Werke des Musiktheaters „aufzubrechen“, so dass zum Beispiel in Operetten plötzlich der Erste Weltkrieg ausbricht, was sowohl den Weltkrieg als auch die Operetten erfrischend überrascht haben soll. Was immer aber Konwitschny macht – den Rest macht die Musik: in der Oper. Musik hilft nicht nur, sondern auch über vieles hinweg. Im Schauspiel aber hat der Opernmann nur die Sprache, da muss er bar bezahlen. Abgesehen davon, dass er einmal, wenn Lears Töchter aufeinandertreffen, um den alten König auszumustern, den süßleidend-schwingend geheimnisvollen zweiten Moll-Satz aus Mozarts C-Dur-Klavierkonzert KV 467 einspielen lässt, was sofort etwas Ersatzatmosphäre schafft. Also bricht Konwitschny mangels Tonmasse den „Lear“ nicht auf (kein Weltkrieg in Sicht, nicht einmal eine Welt), sondern auseinander: in drei Teile.

Es beginnt als elisabethanisches Kostümfest auf offener Bühne mit Pluderhosen, Topfhüten, Strumpfhosen, Puffärmeln, Steifmiedern, Zottelhaaren, Lords und Ladys. Man steht herum, plaudert, verbeugt oder knufft sich ein bisschen, bis ein hermelinverkleideter, kleiner, emboppontweicher Bürger in der Blüte seiner Mittfünfzigerjahre, den man sofort als Bürovorstand, als Untersuchungsrichter oder als Wirt besetzen würde, aus der linken Seitenloge klettert, unaufhörlich in eine

Trompete bläst, zwischendurch sich halbtot kichert und sich freut wie ein zu Streichen aufgelegtes altes Kind, dass die ganze Pluderhosenmeute zu seiner Doppelgängerpuppe auf einem Balkon im Bühnenhintergrund hinaufstarrt, der er über Mikrofon seine Stimme leiht: Er sei, haha!, trara!, König Lear, ein Greis, wanke dem Grab zu, verteile sein Reich unter seinen drei Töchtern, nachdem diese ihm aber zuvor erst sagen müssten, wie lieb sie ihn hätten, was dazu führt, dass König Kleinbürgerkindskopf in eine Art Thronfahrstuhl steigt und jedes Mal, wenn die älteste Tochter Goneril und Regan, die zweitälteste, aus ihren Miedern heraus Lügenlieder ihrer Vaterliebe über die Heuchlerinnenlippen bringen, in die Trompete stößt, als ejakuliere er geradezu seine diebisch-infantile Freude; ebenso freilich, nachdem Cordelia, die jüngste, Liebe zu lügen sich weigert und verstoßen wird – mit einem Trompetenstoß.

Udo Samel, der Schaubühnen- und Burgtheaterkönig der Nebenrollen, gibt die Hauptrolle des König Lear, dem man weder den König noch dessen Alter glaubt, in Graz als mürb-leichten Willkürscherzkeks, der listig zwinkernd und irre grinsend Launen verstreut. In lächerlicher Verkleidung. Samel spielt sozusagen die gehobene Studentenkabarett-Version eines Anti-Lear (Hauptseminar Karnevalsanglistik). Dass von jetzt an eine Welt untergeht; dass Lear von seinen Resttöchtern Goneril und Regan gedemütigt, verjagt, enteignet wird; dass ein Mann, der glaubt, über eine ganze Welt nach Lust und Laune verfügen zu können, auch nachdem er sie weggeschenkt hat, weil er die ganze Welt in sich selbst verkörpert glaubt (der König als Weltkörper), und den nun die Welt auf nichts als auf seinen nackten, in Wind und Wetter hinausgejagten Körper reduziert; dass dieses Stück eine Dampfwalze ist, die über alle und jeden hinwegrollt bis zur totalen Vernichtung – von dieser Katastrophe nur eine Lachspur. Lear thront auf Bierkisten, liegt in Schubkarren, beißt Bierflaschen mit den Zähnen auf, verteilt Wasserpistolen, Stelzen und Lärmschläuche an seine Rittergefolgschaft in Schottenröcken. Und ist von Anfang an ein nicht sehr zurechnungsfähiger Kleinherrscher in einer Art dramatischem Kindergarten. So enteignet Konwitschny die Tragödie.

Derart gerät Lear auch nicht auf die Heide, wo ihn der Wahnsinn packt, sondern nur in die erste Stuhlreihe, wo er die Zuschauer auf die Bühne scheucht und ein paar Sessel zertrümmert. Und wenn Regan und Cornwall dem alten Gloster, der zum verstoßenen Lear steht, die Augen ausreißen und mit den ausgerissenen Augäpfeln Fangball spielen, sie dem Publikum zum Mitspielen anbieten und sich sadomasosüchtig knutschen dabei, dann treibt der kostümierte Superschrecken seine Übertreibungsharmlosigkeit auf die reaktionäre, von der Regie nicht kritisierte, sondern zelebrierte Spitze: Hauptsache, Spaß dabei. Dass anschließend Regan den schreienden und blutenden Gloster mit „Heile, heile, Segen!“ tröstet, ist nicht einmal mehr zynisch, nur noch kitschig.

Wie dann überhaupt der Gegenwartsbetrugskitsch begann, als man nach der Pause die historischen Gewänder ablegte und Gloster im schwarzen Kaufhausanzug noch einmal von einem modernen optischen Apparat geblendet ward, Videoprojektionen von englischen Schlössern und Autos, von Militärlagern und Friedhöfen an den Wänden auftauchten, Lear plötzlich im Krankenhausbett gefilmt wurde und Regan und Goneril unter kurzen Röcken und Mänteln sich die Slips abstreiften und diese dem Boten als Liebesbeweis für den missratenen Gloster-Sohn Edmund, um den beide buhlen, als Einstecktüchlein in den Anzug nestelten, Cordelia aber mit dem wiedergefundenen Lear auf der Bühne und zugleich im Video sprach. Wahrscheinlich wollte Konwitschny damit sagen, dass wir uns denken sollen, dass so ein Stück nur noch als Projektion unserer Vorstellungen von diesem Stück funktioniert und wir, wenn er einfach das Wort „Heide“ auf die Wand projiziert, denken sollen, dass wir uns eine Heide im Theater gar nicht mehr denken können. Wir könnten aber auch dies wohlfaule Denken bleiben lassen und uns einfach wünschen, dass ein Theatermacher uns aus dem Nichts (nur mit seiner Phantasie) eine Heide zaubert. Konwitschny geht den umgekehrten Weg: Er macht aus dem Zauber ein Nichts.

So sitzen am Ende die Schauspieler in ihren Privatklamotten auf dem Tribünergestänge, auf dem zu Beginn die Zuschauer auf der Bühne saßen, und tragen den Gang der Handlung zum Ende des „Lear“ aufgesagt vor: Cordelia wird erhängt, Gloster stirbt an gebrochenem Herzen, Regan am Gift, das ihr Goneril gab, Goneril am eigenen Messer. Lear aber darf merkwürdigerweise leben bleiben. Wir sehen hier: Reclamheft plus eigentlich unnötige pantomimische Begleitgesten (Griff ans Herz, Würgen, Zucken et cetera). Wir können, will uns der Opernregisseur sagen, Shakespeares „Lear“ im Schauspiel eigentlich nicht mehr spielen. Aber wenn sie es nicht können – wer zwingt sie denn dazu?

Udo Samel glänzt in Konwitschnys "König Lear"



Hauptdarsteller Udo Samel bei den Proben zu "König Lear" in Graz

Graz (dpa) - Die bunte Show von der großen Liebe der Töchter zum König, sie geht gründlich daneben: Da verweigert doch glatt die Jüngste, einst Liebste, das salbungsvolle Schmeicheln - und der König, der sich nach den Lobliedern der Älteren noch eine Steigerung erwartet hat, ist beleidigt.

Beleidigt bis zur besinnungslosen Wut. Es ist ein kindlich-närrischer König Lear, den Udo Samel im Grazer Schauspielhaus über die Bühne toben, tapsen und tollern lässt, und in seiner kindlichen Maßlosigkeit auch so gefährlich. In Peter Konwitschnys Inszenierung des düsteren Shakespeare-Dramas wird er zum clownesken Zentrum einer absurden Apokalypse, in der jeder gegen jeden kämpft. Das Premierenpublikum am Dienstagabend zeigte sich beeindruckt und bedachte Regisseur und Ensemble mit viel Applaus.

Mit seinem freien Entschluss, gegen einen verbalen Liebesbeweis sein Reich unter den Töchtern aufzuteilen, löst Lear eine Kaskade von Katastrophen aus. Eben hat er noch Gefolgsleute, Töchter und Hoheiten zum Narren gehalten, indem er eine ihm gleichende Puppe vom Balkon stürzen lässt, da wird er schon selbst zum Narren, der vom Thron stürzt. Er will die Macht abgeben und hält doch daran fest, umgeben von anderen Machtbesessenen, die einander misstrauen und in den Rücken fallen.

Konwitschny, der mit seinen polarisierenden Operninszenierungen weit über den deutschen Sprachraum hinaus gewirkt hat, widmet sich mit "König Lear" erstmals seit vielen Jahren wieder dem Sprechtheater. Dass er nun gerade im österreichischen Graz ein vor Jahren entwickeltes Konzept zu Shakespeares düsterem Drama neu ausarbeitete und umsetzte, hat private Gründe, ist aber auch der Umtriebigkeit von Intendantin Anna Badora zuzuschreiben. Sie gewann den gefragten Regisseur für ihre Bühne und schürte damit hohe Erwartungen.

Die wurden nun mit der Premiere nur teilweise eingelöst. Konwitschny hat in der Tat gemeinsam mit dem einsatzfreudigen Ensemble eine unkonventionelle, vielschichtige Inszenierung entwickelt, die mit kräftigen Bildern besticht. Samel als kindlich-verspielter König bläst sich selbst die Fanfare, greift seinen Töchtern ans Dekolleté und terrorisiert sie mit seinem Spaß-Trupp an Gefolgsleuten. Jaschka Lämmert als Regan und Frederike von Stechow in der Rolle der ältesten Tochter Goneril umschleichen einander wie wilde Tiere und versöhnen sich vorübergehend beim Sektgelage.

Die klare Bühne von Jörg Koßdorff, der eine Rampe in den Zuschauerraum ragen lässt, die Schauspieler teilweise im Publikum platziert und auf der Bühne einen zusätzlichen Zuschauerraum schafft, unterstützt Konwitschnys Konzept, der das im Mittelalter angesiedelte Stück als Vorgriff auf die Moderne versteht. Zunächst im historischen Kostüm, später in Business-Anzügen und schließlich in Alltagskleidung (Kostüme: Michaela Mayer-Michnay) vollziehen die Darsteller auch eine Zeitreise, die ins Heute führt.

Vor allem im ersten Teil entwickelt der Abend so große Dichte und überzeugendes Tempo und wird auch von Konwitschnys starker Musikalität getragen. Das Nebeneinander manchmal zusammenhanglos scheinender Bilder führt jedoch mitunter ins Leere. Da werden die jüngste Königstochter Cordelia (Sophie Hottinger) und der König von Frankreich (Ionut Chiriac rpt Ionut Chiriac) zu Guerilla-Kämpfern im Camp, und irgendwann doppelt sich die Szene: die liebende Tochter und der irre gewordene Vater finden auf einer Projektion in Seifenoper-Manier zueinander, während auf der Bühne von Versöhnung und Verzeihung keine Spur ist.

Wenn sich dann die Bühne auf eine Flucht grauer Wände reduziert, auf dem bloße Projektionen, schließlich bloße Begriffe wie "Heide" den Ort bezeichnen und am Ende gar die abgeschminkten Schauspieler mit langen Pausen nur mehr Textfragmente von sich geben, schließt sich der Bogen von Shakespeare zu Beckett. Ein in sich schlüssiger Kunstgriff, der dem Abend nach fast vier Stunden allerdings auch den Schwung und die Dichte nimmt.

Schauspielhaus Graz: Ein misslungener Faschings-Scherz

26.02.2009 NORBERT MAYER (Die Presse)

Regisseur Peter Konwitschny verblödet William Shakespeares Tragödie „König Lear“; Udo Samel spielt konsequent den König als Narren, seine Mitspieler verlieren sich in pompöser Aufmachung.

Die Narren waren los am Dienstag in Graz. Sie fanden offenbar auch den Weg ins Schauspielhaus. Dort hatte die Tragödie „König Lear“ Premiere, die mit einer furiosen Viertelstunde der Verfremdung begann, um dann in knapp vier Stunden unrühmlich episch zu verröcheln. Regisseur Peter Konwitschny hat sich tapfer in dem schwierigen, 400 Jahre alten Text verrannt und dabei das junge Grazer Ensemble überfordert, das dem merkwürdigen Solo von Gaststar Udo Samel als durchgeknallten König artig assistieren durfte. Zu brav hat sich nämlich der Regisseur an das Diktum des Theoretikers Jan Kott gehalten, dass der „Lear“ im neuen Theater (der Sechzigerjahre!) nicht tragisch, sondern grotesk gespielt werden müsse.

Lear wirkt bei Konwitschny von Anfang an irrsinnig. Der Hofstaat ist versammelt, um die Aufteilung des Reiches unter den drei Töchtern des Königs zu bezeugen, von denen nur die zwei weltgewandten belohnt werden, die ehrliche dritte enterbt wird. Die Trompete kündigt den Monarchen an, auf einem bekränzten Balkon sieht man eine Figur im Hermelin, eine Puppe. Der echte König steuert die Szene von der Seite aus, er bläst die Trompete abenteuerlich schlecht, nimmt ein Mikrofon zur Hand, spricht seine ersten Verse (Übersetzung: Werner Buhss), und hoppala! – die Marionette stürzt in die Tiefe. Der Protagonist tauscht nun bald die goldene Krone gegen eine aus Papier.

Alles klar in dieser platten Programmatik? Wer die Macht abgibt, fällt in den Abgrund. Wer in Kleidermetaphern spricht, kippt irgendwann, des Amtes entkleidet, die Renaissance-Kostüme (von Michaela Mayer-Michnay) achtlos in den Theatergraben (oder schenkt, wie Goneril oder Regan, das überflüssige Höschen dem machtgeil bestiegenen Liebhaber). Alles wird Symbol, auch Lächerliches: Stricke, Dolche, Kronen, Pistolen, Narrenkappen. Samel spielt, als ob sich Weber Zettel vom „Sommernachtstraum“ ins falsche Stück verirrt hätte. Wer wird nicht einen Samel loben, Meister des Charakterfaches? Natürlich kann er schwachsinnig grinsende und auch mit seinen lästigen Ritter-Rowdys tobende Könige spielen. Auch wenn er dem Publikum ironisierend zublinzelt, sitzt das. Aber der echte Charakter befindet sich im falschen Stück.

Volksnah sollte die aufwendige Aufführung wohl sein, wie in Shakespeares „hölzernem O“, pompös ist es geworden, dieses Fleisch gewordene Karneval-Stück. Die Bühne (Jörg Koßdorff) setzt sich über einen Steg mitten durchs Parkett in den ersten Rang fort. Auf der Hauptbühne sind vor der Pause Zuseher auf einer halbrunden Tribüne platziert, die dreht sich im Kreis, wenn es bei Familie Lear rund geht. Die Schauspieler suchen den Kontakt zum Publikum, sprechen es immer wieder an. So verweist Lears älteste Tochter Goneril (Frederike von Stechow) einen Gast rüde von seinem Platz, um das Geschehen sozusagen von außen zu verfolgen. Auch der böse Edmund treibt diese einfachen Scherze (der athletische, in Krisensituationen stotternde Jan Thümer überzeugt in dieser Paraderolle). Der Bastard des Grafen von Gloster (Götz Argus) fordert das Publikum auf, die Mobiltelefone abzuschalten. Und die Herzöge mit ihren Frauen champagnisieren in einer Loge.

Aufs Größte darf jedoch Lear die vierte Wand durchstoßen. Von den Töchtern geschmäht, zerlegt er am Ende des dritten Aktes Sitze in der ersten Zuschauerreihe, während der Narr (Otto David) und seine Begleiter auf die betroffenen Besucher beruhigend einsprechen und ihnen Ersatzplätze auf der Bühne anweisen. Trotz dieser technischen Anstrengungen scheint der Funke zwischen Darstellern und Betrachtern nicht überzuspringen. zu überdreht ist diese Hetz. Ein Beispiel: Regan (Jaschka Lämmert) und ihr Gatte, der Herzog von Cornwall (Markus Schneider), stechen Gloster, der zum alten König hält, die Augen aus. Sie spielen mit den Argusaugen wie mit schleimigen Gummibällen. Das wirkt so albern wie die aufgesetzten erotischen Szenen.

Achtbar behaupten können sich allerdings Gerhard Balluch als wandlungsfähiger Graf von Kent und Dominik Maringer als Glosters braver Sohn Edgar. Die Szenen mit dem geblendeten Vater an den Klippen von Dover berühren. Zusammen mit dem Narren und Lear ergibt sich eine Blindentruppe, die wie bei Breughel in den Abgrund zu fallen droht. In den letzten beiden Akten – die Tribüne ist vorerst weggeräumt – spielt man in Business-Anzügen auf einer einfachen, doch symbolisch überladenen Bühne. Graue Wände, die spitz aufeinander zulaufen; „Heide“ steht in großen Lettern oben. Eine ausweglose Situation, die beiden Türen in den Wänden führen ins Nichts.

Am Schluss ist die Tribüne wieder da, die Hauptfiguren hängen dort viel zu lange ab. Bald werden die meisten tot sein, vergiftet, hingestreckt, von selbst gerichtet. Die treue Cordelia (Sophie Hottinger entspricht am besten dem duldenden Teil der Rolle) liegt wie Jesus bei Maria in den Armen Lears, der das letzte Wort hat: „Los! Sehen Sie doch hin!“ Man muss sehr genau hinsehen, um in diesem grotesk-lustigen „König Lear“ Shakespeares Apokalypse zu sehen. Konwitschny ist leider der Versuchung erlegen, eine modernistische Operette zu inszenieren.

Der Trompetenkrach des Untergangs

Peter Konwitschnys "König Lear" am Grazer Schauspielhaus bleibt als Theaterpanorama auf Distanz

Margarete Affenzeller / DER STANDARD, 26.2.2009

Graz - Da glaubt einer, er kann zuerst absolutistisch herrschen und danach als „Mensch“ in Pension gehen: Weit gefehlt, König Lear! Der Regent Britanniens, dessen Welt sich in einem schwarzen und allem Anschein nach gottlosen Loch zwischen Mittelalter und Renaissance erstreckt, hat falsch kalkuliert. Wer die Macht abgibt, ist der Macht anderer ausgeliefert.

Pech für Lear, denn die Liebesbezeugungen, die der abdankende König seinen Kindern zu entlocken versucht und nach deren Größe sich auch das Erbteil bemisst, sind wortreich, in der Praxis aber schrecklich dürftig. Während sich die beiden älteren Töchter Goneril (Frederike von Stechow) und Regan (Jaschka Lämmert) den Mund fusselig reden und am Grazer Schauspielhaus dafür mit stattlichen Landkartenfetzen versorgt werden, macht die jüngste, Cordelia (Sophie Hottinger), bei diesem Spiel nicht mit. Und geht leer aus.

Mehr noch: König Lear (Udo Samel) verbannt sie aus der Familie. Alles beginnt zu zerreißen. Mit ihr schickt der allzu kurzentschlossene König auch einen zweiten Guten, den Grafen von Kent (Gerhard Balluch mit steirischem Dialekt), fort. Es folgt ein niederträchtiges Ringen um die Herrschaft, das im Tod beinahe aller Beteiligten endet: Noch düsterer als Hamlet, noch zerstörerischer als Macbeth, wie unnachgiebig von der Uraufführung 1605 an befunden wurde, weshalb man lange Zeit einer Happyend-Fassung von Nahum Tate den Vorzug gab.

Heute kratzt das Grauen am Theater keinen mehr. In Peter Konwitschnys Inszenierung (nach der Übersetzung von Werner Buhss) hat dieses Herrschaftsbild das Stadium der großen Tragödie auch überwunden. Udo Samels Lear ist ein postmodernes Geschöpf, das um seinen Untergang von Anfang an weiß. Seine Figur entwickelt keine inneren Haltungen, sondern sie spielt bereits damit. Der König ist seine eigene Marionette. Und so lässt er sich bereits zu Beginn des knapp vierstündigen Abends selbst als King-Lear-Puppe vom Balkon ins Bodenlose stürzen. Der König ist tot, es lebe der König: Am Hubstapler-Thron fährt er wieder hoch, sein Szepter ist eine krächzende Trompete.

In diesem anti-tragödischen Konzept ist Burgschauspieler Udo Samel der richtige Mann auf verlorenem Posten. Unter einer Papierkrone und einem schmutzigen Hermelin spielt er den trotzigsten, verstoßenen Alten als Narren, der für sein Gefolge gern eine Kiste Bier unterm Allerwertesten bereithält. Auf einer sich in den Zuschauerraum erstreckenden, umständlichen und letztlich nicht gewinnbringenden Bühne (Jörg Koßdorff) schiebt Konwitschny mehrere Inszenierungen ineinander - vom Arenatheater in historischen Kostümen über abstrakte Agitation mit Fototapetenimpressionen oder Metatheater in Privatkleidung auf den Publikumsrängen.

Mit diesem Panorama gelingt es Konwitschny, den Bogen bis in die Gegenwart zu spannen, sein König Lear sitzt schlussendlich auch im Anzug unter uns. Nur will man das nicht so recht glauben. Dieser abgehalfterte König, mindestens aus Büchners Reichen Popo oder Pipi, bleibt als Protagonist eines Theaterexperiments auf Distanz. Man kann ihn einerseits nicht ernst nehmen, doch als reine Grotteske verliert er ebenso all seine Kraft.

Irgendwo in diesem Reflexionsdschungel ging er verloren - trotz vieler sehr schöner Details.

Ein letztes Bier für Lear

Peter Konwitschny inszeniert Shakespeare in Graz

Paul Jandl, 27. Februar 2009, Neue Zürcher Zeitung

Sollten sie sich nicht in aller Stille zurückziehen, die Alten? Lautstark wird stattdessen regrediert. Um der Macht den Marsch zu blasen, greift König Lear zur Trompete. Den erbenden Töchtern liegt er mit seinen Extravaganzen in den Ohren, bis selbst der Wohlmeinendste fordern wird: Ins Altersheim mit ihm! Es ist Shakespeare und deshalb kaum mehr wahr, will uns der Opernrevolutionär Peter Konwitschny am Grazer Schauspielhaus sagen. Seine Befreiung von der Musik zelebriert der Regisseur als heiteren Schlag gegen einen Klassiker.
Ein Maskenball

«Stürz dich nicht ins Unglück», sagt der König mit öliger Stimme zur störrischen Tochter Cordelia, als wär's, wie alles hier, bloss Zitat. Ein Lear fällt zu Beginn des Stücks vom Balkon, doch es ist gottlob nur eine Puppe. Munter geht es fort in diesem Requisiteentheater, das dem König einen falschen Hermelin umhängt, ihm Narrenkappen und Pappkronen aufsetzt und das Elisabethanische Zeitalter als pompösen Fake enttarnt. Mit Pumfosen und Topfhüten, Kichern und Gläserklirren triumphiert die Inszenierung über Pathos und Tragödie. Mit der Doppelung im Zitat halbiert Peter Konwitschny den Ernst.

Da passt es auch, dass Jörg Kossdorff in einer Art Überschwärm das Grazer Schauspielhaus zum Shakespeareschen Rundtheater gemacht hat. Auf der Bühne sitzt das Publikum in steil aufragenden Sitzreihen, durch den Zuschauerraum führt ein Steg, eine Treppe in die Logen. Als wäre die Geschichte vom alten Potentaten, der den Töchtern vor der Zeit das Reich vererbt, ein einziger Maskenball, wird von überall her getrötet, gefeixt und gelacht. Es muss Galgenhumor sein, denn Konwitschnys Lear ist ein Pflegefall. – Längst der Geriatrie empfohlen ist der von Udo Samel gespielte König, doch noch treibt er sich herum mit seinen Mannen. Marodierende Kindsköpfe begleiten Lear mit Wasserpistolen und Trillerpfeifen. Ein Stapel von Bierkisten dient dem Ex-König als letzter Thron. «I am Lear», ist auf einem Schild geschrieben, das ihm vorm Bauch baumelt, und man erfährt auch, was auf der Rückseite steht: «Ein Bier!»

Kalauernd schleppt sich Peter Konwitschny durch die fast fünf Stunden des Stücks. Was mit ein paar stimmigen Bildern beginnt, schwächelt unter einer angestregten Witzigkeit. Wie Gummibälle hüpfen die Augen des geblendeten Grafen Gloster über die Bühne. Keine Untat, die nicht auch ihr Heiteres hätte, keine sinistren Machenschaften, deren doppelten Boden die Regie nicht sichtbar machen würde. Der vom König gehasste Graf Kent schleicht sich als falscher Wiener wieder ins Gefolge seines Herrn. Im Dialekt muss er durchhalten und Dinge sagen wie «Mylord, se ham jo goa nix auf'm Kopf».

Der solcherart enttarnte Udo Samel zieht als Lear alle Register aufsässiger Vergreisung. Sein Kichern und Fluchen bleibt dabei so sardonisch wie das sanfte Mümmeln in den Altersheimen. Wenn Lears seniler Trotz einen letzten Anspruch auf Macht erhebt, dann muss eben das Gestühl des Schauspielhauses dran glauben. Ein paar Sitze der ersten Reihe Parkett zertrümmert der König, während die Verwandten um ihn herum schon Krieg führen. Edmund, von Jan Thümer verkörperter unehelicher Sohn Glosters, spinnt seine Intrigen und darf dabei die restliche Handlung fast an die Wand spielen. Die Königstöchter sind ihm am Ende zugetan, schicken ihm als schlüpfriges Zeichen ihrer Unterwerfung Slips, die sie allerdings nicht erst unter Krinolinen hervornesteln müssen. Jetzt tragen Goneril (Friederike von Stechow) und Regan (Jaschka Lämmert) Businesskostüme, denn die Ästhetik des Stücks hat eine heftige Wendung ins Moderne genommen. Gloster wird von einem technischen Apparat noch einmal geblendet.
Pathetischer Witz

Auf Wänden, die in ihrer weissen Nüchternheit wohl die Enge des menschlichen Schicksals andeuten sollen, werden Landschaften und Friedhöfe projiziert. Vor diesem Memento mori sind die Figuren in ihren schwarzen Anzügen nur noch Schatten ihrer selbst, ohne dass man wüsste, warum Peter Konwitschnys Shakespeare auf einmal aussieht wie Beckett. Wenn der Tod äusserste Reduktion ist, dann auch hier. Er ist nur noch ein pathetischer Witz. In Strassenkleidung sitzen die Schauspieler auf der Bühne. Regan sinkt vergiftet nieder, Edgar erschießt Edmund, Gloster stirbt am Herzinfarkt, Goneril begeht Selbstmord. Röchelnd lässt Cordelia ihr Leben, nur König Lear überlebt sie alle. «Schlag das dicke Rund der Welt zum Eierkuchen», donnert Lear, als er noch im Vollbesitz seines Zorns ist. Bestenfalls zum Grazer Faschingskrapfen hat Peter Konwitschny Shakespeares Welt zerschlagen.

Der kleine Trompeter im großen Narrenreich

Peter Konwitschny inszeniert am Schauspielhaus Graz Shakespeares "König Lear" - mit einem überragenden Udo Samel - Helmut Schödel (SZ 27.02.09)

Vier Stunden "Lear" hatte das Grazer Schauspielhaus angekündigt, einen Besuch im Narrenreich, einen Ausflug in die Heide mit dem alten Shakespeare-König, 80 und drüber. Der dann kam, sah nicht einmal wie 60 aus, sondern drunter, außerdem hatte man ihn offenbar geschrumpft, breiter als hoch wirkte dieser König, und vor allem: Er hatte eine Trompete dabei, die er bediente wie ein Trompetenschüler vor der ersten Unterrichtsstunde.

Regisseur Peter Konwitschny, der große Polarisierer des Musiktheaters, hat in seiner ersten Schauspielinszenierung nach vielen Jahren Udo Samel als Lear besetzt. Samel kann enorm viel, sogar der tiefsten Melancholie noch ein Lächeln abringen, spielte an der Berliner Schaubühne, ist seit vier Jahren Mitglied des Burgtheater-Ensembles und war ein glänzender Franz Schubert im Film. Jetzt sollte er also den Lear spielen, diesen Kindertraktierer, seine Altersbosheit, seinen Machtwahn und überhaupt diesen Weltuntergang, in den der Alte alles hineinreißt.

Samel scherte sich grandioserweise erst einmal darum gar nicht. Dieser Trompeter sieht aus wie ein König aus einem Kinderstück, der gegen alle Erwartungen angeht: Denkt bloß nicht, so ein König sei etwas Besonderes, schaut mich an, einer unter vielen dieser Sorte, von Macbeth bis Drosselbart und Ubu! Seine Soldaten sind ein Haufen junger Männer in Röcken mit roten Zylinderhüten, die Generation Doof, geil auf Spaß und Komasaufen. Auch dieser Lear will raus aus der Verantwortung, der er sich vermutlich nie stellte, und in Frührente gehen, einfach mit der Krone den Hut auf alles draufhauen. Wenn er seinen Entschluss verkündet, erscheint auf einem kleinen Balkon hoch oben eine Lear-Marionette, und Udo Samel spielt, ein Mikrofon in der Hand, den Synchronsprecher. Dann bläst er in seine Trompete, um das Reich an seine Töchter zu verteilen.

Die Bühne dieses "Lear"-Spektakels (Jörg Koßdorff) ist das ganze Theater. Vom Guckkasten, wo die Hälfte des Publikums auf einem halbrunden Podest sitzt, führt ein Holzsteg über die Parkettsessel zu einer Treppenleiter, die in die Logen führt, und der Orchestergraben dient als Falle und Versteck. Das Regietheater, das in die Opernhäuser kam, als es im Schauspiel eigentlich seinen Zweck bereits erfüllt hatte, lässt Konwitschny noch einmal kräftig auftrumpfen.

Der alte Kent (Gerhard Balluch), den Lear verbannt, erscheint bei Hof mit Rastalockenmähne. Wenn er dann Undercover recherchiert, zwingt er sich in einen Trachtenanzug, Steirer men are very good, und spricht wie ein Grazer. Glosters Sohn Edmund (Jan Thümer) bereitet sich auf die Intrige gegen seinen Bruder durch Kraftsport vor und lässt seinen Oberkörper vom Publikum begripschen. Dass Lears Töchter Goneril (Frederike von Stechow) und Regan (Jaschka Lämmert) ihren Vater nicht bei sich haben wollen, kann man gut verstehen. Der Alte lässt sich von seinen jungen Saufkumpanen auf einer Bierkarre herumkutschieren, hat jetzt keine Trompete mehr, sondern nur noch eine kleine Tröte, und die jungen Männer machen aus leeren Bierflaschen Blasinstrumente. Einer liegt halb bewusstlos gesoffen in einer Schubkarre.

Konwitschny zeigt eine degenerierte Welt, ein Turbospektakel im freien Fall. Und Samels Lear schreit dagegen an, versucht einen König zu spielen, der er vermutlich niemals war. Samel ist ständig unterwegs, vom Kindertheater zum Theater des Absurden und wieder zurück. Sein Wahn geht weit, weshalb die ersten beiden Reihen evakuiert werden müssen. Lear zertrümmert die Parkettsessel. "Blast, Winde, blast!", ruft Lear.

Der wahnsinnige Lear, durch die Heide irrend - das ist hier kein großes Weltuntergangstheater, sondern das armselige Ergebnis von Selbstüberschätzung und Misswirtschaft. Das Licht wird fahl, und es kommt die Zeit, "da müssen wir mit unseren Füßen gehen". Samel lässt das Publikum den Satz mitsprechen. In der Heide wird, was vorher war, als Wahnsinn enttarnt. Klar, dass in dieser Welt der Narr (Otto David) genauso wie die Wahrheit keine Rolle mehr spielen, und Cordelia (Sophie Hottinger), Lears treue Tochter, nicht mehr ist als ein nettes dummes Ding.

Gloster (Götz Argus) wird an diesem Abend zweimal geblendet. Vor der Pause nach allen Regeln der Theaterkunst, man sieht die Täter bei der Arbeit. Nach der Pause, wenn sich das Grazer Schauspielhaus wieder in ein Guckkastentheater verwandelt hat, sitzt Gloster in einem grauen Verhörraum, Stimmen über Lautsprecher, eine Blendungsmaschine fährt herunter. Man trägt jetzt Anzug. Die Macht ist anonym geworden. Lear muss sich ein Schild umhängen: "I am Lear". Hinten

drauf steht: "Ein Bier". Die Szenen verdoppeln sich. Man sieht in einer Videoprojektion den König im Krankenhaus und zugleich auf einer Matratze im Verhörraum.

Übrig bleibt nur das Zuschauerpodest auf der Bühne. Dort sterben, die noch übrig sind, Lears Töchter und auch Edmund, den sein Bruder abknallt, ohne wenigstens dabei aufzustehen. Konwitschny bezieht die Tragödie immer deutlicher auf die Gegenwart. Da gibt es kein großes Theater, sondern nur eiskalte Krisenregulierung. Die Täter sind schwer auszumachen. "Los!", sagt Lear zum Schluss, "Sehen Sie doch hin!"

Im Grazer Schauspielhaus, das vor Anna Badoras Zeit als Direktorin nie wirklich in die Gänge kam, ist ein spannender, streitbarer Abend gelungen mit einem Berserkerstück des Regietheaters und einem glänzenden Udo Samel.